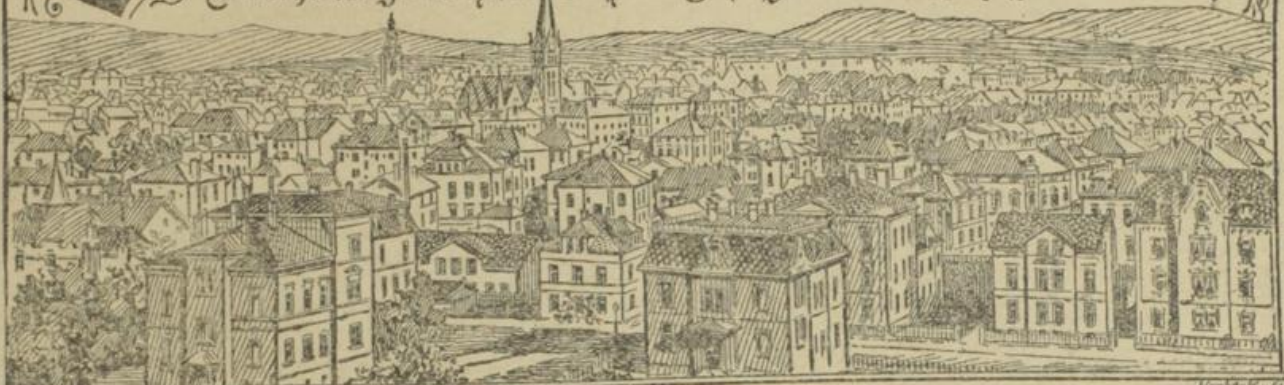


Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman n.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bardeleben wandte sich jetzt an den Sekretär. „Für Sie, Herr Eismar, habe ich eine ganze Menge schwieriger Aufträge. Zunächst die Versendung der Todesanzeigen die noch heute abend aus der Waldenburger Druckererei abgeliefert werden. Benützen Sie dazu die für die Neujahrsgratulationen aufgestellte Liste, die Sie doch wohl drüben in der Kanzlei haben. Nach den einlaufenden Kondolenzbriefen, die ich nicht zu sehen wünsche, können Sie dann später auch die Dankhagungen verschicken. Ich will mit diesem Formentram in keiner Weise persönlich behelligt werden.“

„Wie Herr Baron befehlen. Ich werde mich bemühen, mit größter Gewissenhaftigkeit.“

„Na ja! Und dann weiter! Die Handwerker aus Waldenburg, die den großen Salon für die Aufbahrung herichten sollen, werden noch heute abend mit allem dazu Nötigen eintreffen. Es soll, wenn es not tut, die ganze Nacht gearbeitet werden, und wenn ich auch nicht bezweifle, daß die Leute ihre Sache verstehen, so wird es doch zweckmäßig sein, sie zu beaufsichtigen und hier und da ein bißchen anzutreiben. Wollen Sie das übernehmen?“

„Mit dem größten Vergnügen — Pardon! mit der größten Dienstwilligkeit, Herr Baron!“

„An Blattpflanzen und Blumen darf selbstverständlich nicht gespart werden. Meinetwegen mag das ganze Gewächshaus dabei geplündert werden. Und was etwa morgen noch an besonderen Ausgaben für diesen Zweck nötig wird — Sie können es in jedem erforderlichen Betrage aus der Gutskasse entnehmen. Nur kommen Sie mir, bitte, nicht mit Fragen! Wie Sie es machen, wird es schon gut sein. Und wenn Sie über irgend etwas im ungewissen sind, so besprechen Sie sich lieber mit Kubloff als mit mir.“

„Ganz wie der Herr Baron es wünschen. Es soll mein eifrigstes Bestreben sein.“

„Schön, meine Herren! — Ich danke Ihnen.“

Sobald sich die beiden mit stummen Verbeugungen hinausgehoben hatten, erschien der Diener wieder in der Tür. „Herr v. Reibnitz bittet um die Ehre einer kurzen Unterredung mit dem Herrn Baron.“

„Wer?“ fuhr Bardeleben auf, und sein gerötetes Gesicht färbte sich noch höher. Aber er faßte sich rasch und gab durch eine Handbewegung kund, daß er bereit sei, den Volontär zu empfangen.

Im schwarzen Gesellschaftsanzuge, den Gut in der Hand, trat Reibnitz ein. Wenn seine Seele voll Haß oder voll Furcht war, so hatte der ehemalige Leutnant doch noch Herrschaft genug über sich, es zu verbergen. In ehrerbietiger,

aber aufrichtiger Haltung durchschritt er die Länge des Gemaches, um dicht vor dem Schreibtisch stehen zu bleiben.

„Ich möchte Sie um die Erlaubnis bitten, Herr Baron, Klein-Elzbach noch heute zu verlassen.“

„Dazu hätten Sie meine Erlaubnis nicht nötig gehabt. Sie können gehen, wann es Ihnen beliebt.“

„In der Voraussicht Ihrer Einwilligung habe ich mir denn auch bereits erlaubt, einen Wagen aus Reinswaldbau zu bestellen. Haben der Herr Baron noch Befehle für mich?“

Er sprach zu ihm wie zu seinem militärischen Vorgesetzten, mit geschlossenen Fersen und in dienstlicher Haltung.

Bardeleben, der ihm bis dahin kaum einen Blick gegönnt hatte, musterte ihn nach seinen letzten Worten vom Kopf bis zu den Füßen. „Befehle? — Nein. — Höchstens eine Frage. — Was wird aus Regine Kreidel?“

„Ich weiß nicht, Herr Baron, was ich für das Mädchen tun soll. Geldmittel besitze ich nicht. Und wenn ich sie aufbrächte, würde ihr von ihrem Vater wahrscheinlich verboten werden, es anzunehmen. Benignitäts hat mir der Werkmeister etwas Derartiges gesagt, als er —“

„Als er in seinem Kummer vergebens an Ihr Wohlgefühl appelliert hatte,“ brach Bardeleben los. „Sprechen Sie es nur aus. Vor mir, der ich die ganze erbärmliche Geschichte kenne, brauchen Sie sich nicht zu genieren.“

Reibnitz bewahrte seine Haltung. Nur sein spitzer, schlacksblonder Kopf hob sich um ein geringes. „Sie wollen sich gütigst erinnern, Herr Baron, daß ich in keinem Dienst- oder Abhängigkeitsverhältnis mehr zu Ihnen stehe.“

Bardeleben sprang auf. Er überragte den langen jungen Menschen noch um ein gutes Stück. „Wollen Sie mir nicht vielleicht gar Ihre Zeugen schicken? Wahrhaftig, sie steht Ihnen gut, diese Kavalleriergrimasse. Nur daß Sie sich für die Komödie ein anderes Publikum suchen müssen als mich. Also weil Sie kein Geld haben, oder weil man Ihnen gesagt hat, daß mit Geld da nichts gutzumachen ist, darum wissen Sie nicht, was Sie für das Mädchen tun sollen?“

„In der Tat — nein, Herr Baron!“

Bardeleben verschränkte die Arme über der Brust, und indem er seine blickenden Augen in das magere, von unwillkürlichem Nervenzucken entstellte Gesicht des anderen bohrte, sagte er: „Wenn ich Ihnen bei Ihrem Abschied ein Zeugnis auszustellen hätte, wissen Sie, was ich hineinschreiben würde, Herr v. Reibnitz? Ich würde schreiben: Dieser Mensch, der der sich als unwürdig erweisen hatte, seines Kaisers Rod und seines ehrenwerten Vaters Degen zu tragen, ist wie ein feiger Dieb in den Frieden einer glücklichen Familie eingebrochen. Er hat Leid und Kummer auf das graue Haupt eines wackeren Mannes gebracht, er hat ein unerfahrenes junges Geschöpf, das mit Wort und Ring an einen hundertmal Besseren gefesselt war, nichtswürdig um sein Lebensglück bestohlen. Dieser Mensch, der zur Schande seiner Familie den Namen Botho v. Reibnitz führt, ist vom Wirbel bis zur Sohle ein Ehrloser und ein Schuft.“

„Herr v. Bardeleben — wenn ich nicht daran dächte, daß hier über meinem Haupte ein von mir innig verehrtes, anglichsches Wesen —“

Er sprang zurück, ohne den begonnenen Satz zu vollenden, denn mit einem unartikulierten Laut, der eher aus der Brust eines wilden Tieres als aus der eines Menschen zu kommen schien, hatte der Baron die Lehne des schweren, geschnittenen Schreibessels ergriffen, vor dem er gestanden, und hatte das wichtige Möbelstück emporgerissen, wie wenn er sich seiner als Waffe zu einem vernichtenden Schlage bedienen wollte.

„Salunk!“ leuchte er. „Du wagst es —“

Reibniß war schon in Sicherheit neben der Tür.

„Wir werden bei anderer Gelegenheit weiter miteinander reden, Herr v. Bardeleben! — Adieu!“

Mit einem dröhnenden Krachen hatte der Baron den Sessel auf den Boden zurückgestoßen. „Gewürm!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Daß man's nicht zerstampfen und zertreten kann! Daß man — ach!“

Seine Arme fielen gewichtig auf die Platte des Schreibtisches, und er verbarg sein Gesicht in ihnen, während seine muskulösen Schultern wie in einem verhaltenen Schluchzen erzitterten. Davon, daß zweimal an die Tür geklopft wurde, hörte er nichts, und langsam nur richtete er sich auf, als er eine leichte Berührung verspürte.

„Ah, Sie sind's, Doktor!“ sagte er, sich das wirre Haar aus der Stirn streichend. „Meinten Sie denn, daß es auf Klein-Elbach schon wieder für Sie zu tun gäbe?“

Der Sanitätsrat hatte sich einen Stuhl dicht neben den Sessel Bardelebens gerückt, und nun legte er ihm in freundschaftlicher Vertraulichkeit die Hand auf das Knie. „Was sind das für Sachen, mein liebster Baron! Ein Mann von Eisen wie Sie! Mit dieser wilden Trauer wüten Sie ja gegen sich selbst!“

Sarkastisch verzog der andere die Lippen. „Meinen Sie, Doktor? Sie haben's nicht für möglich gehalten, daß ich meine Frau so betrauern könnte — nicht wahr?“

„Davon, daß Sie sie nicht betrauern sollen, ist keine Rede. Aber schauen Sie doch nur in den Spiegel! Muß Ihre kleine kranke Dieltinde nicht zum Tode erschrecken, wenn Sie mit einem solchen Gesicht an ihr Bett treten?“

„Was sagen Sie? — Krank? — Dieltinde ist krank? — Und keiner von den bezahlten Schurken hier im Hause sagt mir davon auch nur ein einziges Wort?“

Er war wieder aufgesprungen und schien willens, zur Tür zu eilen.

Beschwichtigend hielt ihn der Sanitätsrat zurück. „Nehmen Sie's nicht zu tragisch, lieber Freund! Es wäre vielleicht besser gewesen, das Kind nicht an das Bett ihrer Mutter zu führen. Sie erlitt da einen von den Ohnmachtsanfällen, die in letzter Zeit glücklicherweise immer seltener geworden waren. Als man mich holte, mußte ich auch etwas Fieber feststellen. Es kann ja sein, daß irgend eine Kinderkrankheit im Anzuge ist. Aber an eine Gefahr, an eine wirkliche, unmittelbare Gefahr brauchen wir einstweilen noch nicht zu denken.“

Bardeleben hatte den bedächtig Sprechenden angesehen, als ob er ihm jedes Wort von den Lippen reißen wollte. Nun legte er ihm beide Hände auf die Schultern, daß der kleine Mann beinahe zusammenknickte unter dem Druck. „Doktor — wenn mit dem Kinde etwas passiert, wenn Sie mir das Kind nicht erhalten können, wenn ich auch diesen Halt noch verlieren soll, diesen letzten Halt —“

Die übermächtige Bewegung ließ ihn verstummen. Daß er diesen Mann jemals in solcher Verfassung vor sich sehen könnte, wäre gewiß das allerletzte gewesen, was Doktor Mittmanns Phantasie sich auszumalen vermocht hätte. Aus einem Gefühl der Beängstigung heraus fing er an, von Dieltindens Zustand viel zuversichtlicher zu sprechen, als sein ärztliches Gewissen es ihm eigentlich hätte gestatten dürfen.

„Wie kann man nur von solchen Möglichkeiten reden? Das ist natürlich ganz ausgeschlossen, selbst wenn sie im allerschlimmsten Fall die Windpocken oder die Masern erwischt haben sollte. Ich habe ihr ein ganz harmloses Mittelchen verschrieben, und am Abend soll sie zur Beruhigung ihrer anscheinend etwas alterierten Nerven ein Schlafpflückerchen nehmen. Ich möchte wetten, daß sie in zwei oder drei Tagen wieder ganz mobil ist. An der richtigen Pflege fehlt ihr's ja nicht. Sie hat sogar, wie mir's scheinen will, die allerbeste, die Sie sich nur für sie wünschen könnten.“

„Josepha — meinen Sie?“

„An die Alte hab' ich eigentlich nicht gedacht, obwohl ich nicht zweifle, daß sie sich für ihr Herzenskleinod ohne Besinnen in Stücke zerschneiden ließe. Aber mit der Opferwilligkeit allein ist's bei der Krankenpflege nicht getan. Um eine rechte Samariterin zu sein, muß man auch eine so liebe Stimme und so sanfte, weiche Hände haben wie Ihre neue Gouvernante. Mit der haben Sie das große Los gezogen, Baron! Oder ich müßte in meinen dreundsiebzig Lebensjahren noch nicht gelernt haben, einen Menschen zu beurteilen.“

„Haben Sie wirklich eine so hohe Meinung von diesem Fräulein Dthmar? Weil sie ein hübsches und liebenswürdiges Gesicht hat — nicht wahr? Aber auch die hübschesten und sanftesten Gesichter können lügen, Doktor!“

Der Sanitätsrat wußte, an welches, nun für immer starr und unbeweglich gewordene Menschenantlitz er dabei dachte. „Wenn uns eines gelogen hat, Herr Baron,“ sagte er, „sollen wir darum doch noch nicht den Glauben an alle anderen verlieren. In die Herzen zu schauen, ist uns freilich nicht vergönnt; aber so alte Augen, wie die meinigen sehen doch mitunter etwas tiefer, schon weil sie sich bei den äußeren Vorzügen nicht so lange aufhalten wie junge.“

„Nun, wenn Sie recht behalten — um so besser für Dieltinde. Vorausgesetzt, daß die junge Dame überhaupt Lust hat, in einem frauenlosen Hause zu bleiben. — Sie sind schon seit dem Vormittag hier im Schlosse, Doktor?“

„Nein. Ich habe nur eben im Vorüberfahren noch einmal vorgesprochen, denn ich bin auf dem Wege nach Dittersdorf, wo sie wahrscheinlich demnächst meinen lieben alten Freund, den Kantor, begraben werden. Das ist nun so ziemlich der letzte von denen, die ich vor vierzig Jahren hier vorgefunden habe. Und wenn die Dinge ihren ordentlichen Lauf nehmen, wäre die Reihe jetzt an mir.“

„Sie lassen sich schon noch etwas Zeit, wie ich hoffe. Ich kann mir in meinem Hause gar keinen anderen Arzt vorstellen als Sie. Sie haben schon manchem Bardeleben die Augen zugeedrückt, Doktor! Es wäre mir lieb, wenn Sie diesen Dienst auch noch mir erweisen könnten.“

„Wenn's ein Tag zum Lachen wäre, lieber Baron, ich würde Sie wahrhaftig auslachen. Sie — mit Ihrer Konstitution, die auf ein Leben von neunzig Jahren eingerichtet ist — und ich — ein Dreundsiebziger mit vorgeschrittener Arterienverkalkung! Nein, Verehrtester, diese Hoffnung müssen Sie sich schon vergehen lassen.“

„Die Jungen sind vor dem großen Bürger nicht sicherer als die Alten. Haben wir nicht in dieser Nacht den Beweis dafür erhalten? Sie sagen zwar, daß Sie auf eine Katastrophe vorbereitet gewesen seien, aber ich glaube, Sie sagen es nur, weil Sie darin eine Art von Trost für mich sehen.“

Seine Rede war immer unsicherer und zögernder geworden, und während er den alten Arzt scharf ansah, kam ein eigentümlich gespannter Ausdruck in sein Gesicht.

Mittmann schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. „Nein, nicht deshalb, sondern weil es meine eheliche Meinung ist. Das Herz Ihrer Frau Gemahlin war viel schwächer, als sie es selber ahnte. Und ihre Anfälle, die einen ausgesprochen epileptischen Charakter hatten, bedeuteten unter solchen Umständen eine immer drohende, schwere Gefahr. Daß sie einmal aus solchem Anfall nicht wieder erwachen würde, wie es nun in dieser Nacht geschehen ist, hatte ich längst gefürchtet.“

„Und was haben Sie demnach als Ursache ihres Ablebens auf dem Totenschein angegeben?“

„Das einzige, was ich angeben konnte: Herzlähmung infolge hochgradiger Herzschwäche. Man könnte das ja eigentlich auf jeden Totenschein schreiben.“

Er war aufgestanden und reichte Bardeleben die Hand.

„Nun aber: Kopf hoch, mein lieber Baron! Denken Sie jetzt weniger an die Entschlafene als an Ihre Kleine, die den Vater noch sehr nötig hat.“

„Ich will's versuchen, Doktor. Kann ich zu ihr hinaufgehen?“

„Warten Sie noch ein Weilchen. Sie schien im Einschlafen, als ich sie verließ. — Auf der Rückfahrt von Dittersdorf lasse ich noch einmal in Klein-Elbach halten.“

Der Baron geleitete ihn bis zur Tür, dann kehrte er an seinen Schreibtisch zurück. Der Sanitätsrat aber sah sich draußen in der Halle von Josepha aufgehalten, die eben von oben herabgekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Burg und Stadt Staufenberg an der Lahn.

Von Dr. H. Bergér-Gießen.
(Schluß.)

In der Zeit von 1664 — 1680 jahren Staufenberg in **Münsterische** und **Lüneburgische** (braunschweigische) Völker heim. Es war die Zeit der **Gewaltherrschaft** Ludwigs XIV. von Frankreich, als einer der größten Verführer der Zeit, der **Bischof Galen** von Münster auf dem Kriegsspiel erschien. Er wurde 1664 auf dem Reichstag zu Regensburg mit dem Markgrafen Friedrich von Baden zum Leiter des Kriegswesens der „**rheinischen Alliance**“ ernannt und stellte dem Kaiser seine Truppen zur Verfügung im Kriege gegen die Türken. In den niederländischen Wirren und während der Kriegsbewegungen am Rhein gegen Ludwig XIV. greift er selbst tätig ein. Bei den Friedensverhandlungen zu Nimwegen 1678 war er durch zwei Gesandten vertreten. **Galens** Völker machten auch unsere Gegend unsicher. Folgen wir den Staufenberger Einträgen aus dieser Zeit: „1664, den 2. May 10. ab. vor 10 May hier, als die Völker einzogen waren. — 1 1/2 Taler, so diegenen, welche den Münsterischen entgegen gezogen, Verban. — 1665: 22 ab. Unkosten nach Mainzlar, als die Münsterischen durchzogen. — 1670: 3 Taler 4 ab. wegen der Candianischen (?) Völker. — 1672, 2. Oktober, 24 ab. vor verehrte Bisch vor die Kriegsvölker. — 1676: 6 ab. vor Schmalz auf die Wacht, als die Lüneburger Völker vorbeizogen.“ 1678 erhalten 22 Personen je 15 ab. „wegen geschirrs, so bey den Münsterischen Völker verlohren.“ An vier Staufenberger Bürger werden je 15 ab. vergütet, „wegen des bieres, so den Münsterischen Völkern zugeführt.“

Während der französischen Revolutionskriege von 1794 — 1797, in denen fast alle europäischen Weltmächte Bündnisse gegen das aufstrebende Frankreich schlossen, das seinen König Ludwig XVI. auf das Schafott gebracht, sah unsere Gegend fortwährend Oesterreicher, Preußen und Franzosen. Gießen war längere Zeit von Franzosen besetzt. Auch Staufenberg blieb von diesen Truppenbewegungen nicht verschont: 1794 wurden von 30 Bürgern an **Honrage** für die „Kriegstruppen“ zu Staufenberg geliefert: 37 Malter 13 Messen Hafer und 18 Zentner Heu. 1795 mußten 1840 fl. 22 ab. 4 Bfg. wegen der 7 maligen Einquartierung der preussischen Truppen ausgenommen werden. Für eingefangenes Fleisch für die Truppen wurden verausgabt: 697 fl. 25 ab. 6 Bfg. Die Ochsen wurden mit 96 fl. durchschnittlich bezahlt, eine fette Kuh mit 40 fl. Metzger Philipp Heinrich Möhl zu Gießen erhielt für 1286 Pfd. (das Pfd. 9 Kr.) 192 fl. 27 ab., ferner für Einzellieferungen 21 fl. 25 ab. **Laute** **Quittung** wurden im ganzen geliefert 8678 Pfd. Fleisch und 3678 Brotportionen, ohne Quittung 75 Portionen Fleisch und 75 Portionen Brot. Die Rechnungen enthalten die Bemerkung: „Die darüber ausgehellten Quittungen sind damals auf Erforderungen zum hochfürstlichen Oberamtman abgegeben worden, aber bis dato ist noch keine Zahlung erfolgt.“ Es waren in Staufenberg einquartiert am 25. Februar: 1. Batterie Braunschweiger, am 27. das 1. Bat. des Regiments Prinz Heinrich, am 2. März das 1. Bat. des Regiments v. Kleist, am 6. März das 2. Bataillon Prinz Ferdinand, am 8. März das 2. Bat. des preuss. Grenadierregiments, am 11. März das Grenadierbataillon von Cronitz. — Für Brotlieferung an die königl. preussischen Truppen nach Gießen mußten bezahlt werden 899 fl. 3. ab. Für Frucht- und Houragelieferung an die k. k. (österreich.) Truppen in das Magazin nach Gießen waren 387 fl. 7 ab. 4 Bfg. zu entrichten. An **Fuhrlohn** für das Stellen von Pferden wurde vergütet 135 fl. Die Fuhrten gingen nach Langenschwalbach, Limburg, Friedberg und Frankfurt. 1797 wurden in Staufenberg für Kriegszwecke im ganzen verausgabt 4381 fl. Davon wurden verwendet 1095 fl. 16 ab. 2 Bfg. für erkaufte Naturalien: Fleisch, Brot, Hafer und Stroh. Vieseranten für Fleisch waren die Viehener Metzger Georg Wilhelm Flett und Peter Vogt. Für Brandschadung und allgemeine Requisitionen der Franzosen wurden bezahlt 1352 fl. 14 ab. 2 Bfg. Für Verpflegung der französischen Offiziere wurden 1284 fl. 29 ab. 7 Bfg. verausgabt. Dabei erhielten Metzger Möhl in Gießen für geliefertes Fleisch 376 fl., Kaufmann Daß (Daß u. Gastein) in Gießen (Schloßgasse), für Kaffee und Zucker 176 fl., der Wirt Hauptmann Busch zu Gießen (Buschsche Garten) 348 fl. für Wein. Der Krämer Joh. Tische in Gießen lieferte Reis, Tabak und Nagelehen (Gewürznelken). 8 fl. 20 ab. erhielt der Verwalter auf Hof Friedelhausen für gelieferte junge Tauben. Der Fuhrlohn im Sommer 1796 und 1797 betrug 656 fl. Für verloren gegangenes Vieh und Geschirr bei der den Franzosen geleisteten Vorspann wurden allein 236 fl. 6 ab. vergütet. Es wurden bezahlt für eine Fahrt von Staufenberg nach Gladenbach 12 fl., von Gießen nach Schwalbach 14 fl., von Gießen nach Busbach 5 fl. 6 ab. Die französischen Offiziere waren bestechlich. Ein französischer Offizier erhielt „ein Douceur von 8 fl. 19 ab., daß er die in Staufenberg einquartierte Artillerie **Verdri** anher weg und ins **Londorfer** Gericht verlegte.“ Der **Dolmetscher** Joh. Melchior Sensfelder in Gießen erhielt „für seine bei der hiesigen Einquartierung gehabte Bemühung“ 28 fl.

Bei dem Durchmarsche der russisch-preussischen **Armee** über Gießen im November und Dezember 1813 nach

dem Rhein hin und bei ihrer Rückkehr vom französischen Kriegsschauplatz hatte auch Staufenberg die Lasten der Einquartierung und der Verpflegung der durchziehenden Truppen zu tragen. Im ganzen werden 1813 von Staufenberg allein 3009 fl. 23 ab. 2 Bfg. für Kriegszwecke verausgabt. Die Anschaffung von zu liefernden Naturalien, Hafer, Heu und Fleisch, erforderte 2006 fl. Die Verpflegung polnischer und russischer Offiziere kostete 185 fl. Die Lebensmittelpreise, namentlich für Kolonialwaren, waren äußerst hoch. Ein Pfund Zucker, das man heute für 24 Bfg. erhält, kostete damals 1 fl. 20 Kr. = 2,30 Mark, nach dem heutigen Geldwerte berechnet 7 Mark. Ebenso hoch kam ein Pfund Kaffee. Bier und Apfelwein waren verhältnismäßig billig; man trank den Schoppen Bier für 3 Bfg., den Schoppen Apfelwein für 9 Bfg. Der Wirt **Decker** in Staufenberg machte für die Verpflegung eines russischen Generals bei einer Mahlzeit — der übrigens guten Appetit gehabt haben muß, denn es wurden dabei allein 16 Pfund Fleisch gebraucht — eine Kostenrechnung von 6 fl. = 10,20 Mark. Der Rechner von Staufenberg erhielt 15 fl. „für außerordentliche Bemühung und Belästigung bei der vom 3. November bis Ende des Jahres 1813 Tag und Nacht gehaltenen Russischen und Preussischen Einquartierung“. An **Fuhrkosten** für das Militär wurden vergütet: 331 fl. **Barer** **Klingelhöfer** in Kirchberg berechnete für eine Fahrt mit 3 Pferden auf 4 Tage nach Limburg 48 fl., für ein dabei verloren gegangenes Pferd 136 fl.

Im Jahre 1814 liquidiert der Stadtschultheiß **Braun** 20 fl. für seine Bemühungen bei 25 maliger Einquartierung der alliierten Truppen, dabei unberechnet die Bemühungen bei Lieferungen und Bestellungen, und weitere 37 fl. 50 Kr. für 58 Gänge in „Kriegsangelegenheiten“. Der Unterbürgermeister **Bogel** mußte in „Kriegssachen“ 17 Gänge tun; dabei war er 2 Tage im **Heisen-Kassel'schen**, „um Geld zu leihen“. 1 fl. liquidiert **Joh. Becker** von Staufenberg wegen zweier Gänge auf das Amt Gießen, „wo er verpflichtet (vereidigt) wurde, weil ihm 1814 zwei Pferde von den Russen mit Gewalt genommen“. 20 Kreuzer erhält **Joh. Fischer** am 23. Februar 1814 „vor Gänge beim Amt zu Gießen um abbitung der schweren Executionen“. 14 fl. 26 Kr. erhält **Schultheiß Braun** als **Crax**, „für mitgenommene Effekten am 29. Mai von 26 Mann preussischer Einquartierung, als sie mein Haus säumten wegen der Nachfuhr (Stellung von Pferden), ob ich gleich ohne solche geschafft“. 100 fl. erhält der **Förster Euler** für Verpflegung von Offizieren im Jahre 1814. 20 fl. 48 Kreuzer werden **Barer Klingelhöfer** in Kirchberg vergütet für 19 Maß Wein à 1 fl. 4 Kr. „zur Verpflegung militärischer Einquartierung.“ 30 fl. 38 Kr. werden gezahlt an den **Wirt Seip** in Gießen für Lieferung von Wein im November 1813 und Juli 1814. — 89 fl. 20 Kr. wurden einem **Vieseranten**, **Samuel Stern** in Mainzlar bezahlt für Lieferung von 9 Malter und 2 Messen Hafer à 7 fl. per Malter und von 8 Zentnern Heu à 3 fl., welche ich im Juni an preussische und hessische (turhessische) Truppen lieferte.“

Bei der Errichtung der **Landwehr** im Jahre 1814 stellte Staufenberg die 3. Kompanie zum II. Bataillon des 17. Landwehregiments. Die Instrukteure waren zwei Jäger aus Gießen, die 1 fl. 4 Kreuzer zur Verköstigung erhielten, „als sie der **Landwehr** **Manuskript** unterricht im Exerciren gaben.“ Die **Uebungen** fanden am Sonntag statt. 29 fl. 50 Kreuzer bezog der **Lambour** **Baller Karber** als **Lohnung**, während seiner Lehrzeit als **Lambour**. Sein **Lehrmeister** war ein Bataillons-Lambour aus Gießen, der 4 fl. für den Unterricht erhielt. 16 fl. wurden für Anschaffung einer **Trommel** verausgabt.

Die **Wiederkehr** des Tages, an dem sich **Napoleons** **Gesicht** bei **Leipzig** entschied, wurde schon am 18. Oktober 1814, wie es später an vielen Orten Deutschlands alljährlich üblich war, in Staufenberg mit **Freudenfeuer** und **Völlerschüssen** festlich begangen. Es findet sich in der Rechnung des Jahres 1814 der Eintrag: „Der **Bürgermeister Jung** zahlte 1 fl. 12 Kr. vor 1 Pfd. **Pulver**, welches den 18. Oktober als am **bekehrungs** Tag Deutschlands vom französischen **Joch** zu **Freudenfeuern** dahier verbraucht worden.“

Was mag die Stadt Staufenberg während fast 200jähriger Kriegesbedrängnisse gelitten haben! Der **Protokollführer** des Staufenberger **Jahrbuches** setzt an den Eingang seiner Einträge zum **Neujahrstage** seit 1680 jedes Jahr den Wunsch: „**Gott** schenke uns bald ein **freuden-** und **friedereiches** **Jahr!**“ **Schneller**, als man erwartet, konnte sich Staufenberg von den wirtschaftlichen Schäden, die die Kriege ihm gebracht, erholen, während man noch an manchen Orten **Oberhessens** bis vor 30 Jahren die **Schulden**, die die vorausgegangenen Kriege ihnen gebracht, zu tilgen hatte. Staufenberg war eine schnelle wirtschaftliche Erholung möglich durch die **Einkünfte**, die es aus seinem **Wald** und den **Basalt-** und **Sandsteinbrüden** erzielte. Gehörte doch Staufenberg bis vor kurzem zu den wenigen Orten, in denen keine **Kommunalfsteuer** erhoben wurde. Es konnte diesen Vorzug in **Heßen** nur mit einem Orte im **Taunus**, a. **Wahn** mit dem **baterischen** **Städtchen Almbach** teilen. Außerdem erhielt noch jeder Bürger in Staufenberg 20—30 **Gulden** in bar u. 2 **Meier** **Buchen-Scheitholz**. Das **Recht** des **freien** **Bezugs** von **Bürgerholz** besteht noch heute; an **Steuern** erhebt die **Gemeinde** gegenwärtig 33 Prozent von der **Staatssteuer**.

Gar oft haben die **Kriegsstürme** das **Städtchen** am **festigen** **Berg** umtost, und auch heute noch mögen die **Winterstürme** nicht

besonders friedlich da oben brausen, aber wenn der Frühling ins Land zieht, darf sich das Auge auf der Terrasse bei der Unterburg oder bei den Ruinen der Oberburg auch erfreuen an dem reizenden Blick in das Lahnthal mit seinen Dörfern, an dem Blick zu den benachbarten Höhen, von denen die beiden älteren Schwefelstein auf Gleiberg und Bekberg herübergrühen nach den Staufberger Burgen.

Die Brille meines Großvaters.

Frei nach dem Französischen von Josef Marx.

Mein Großvater war, wie gewöhnlich die Großväter sind, sehr alt, wenigstens schien es mir so, und wenn ich ihn Geschichten aus seiner Jugend erzählen hörte, hielt ich jene Zeit für die, in der die Patriarchen ihre Herden weideten. Die Vergangenheit ist eben für das Kind ein schwer fahlicher Begriff.

Mein Großvater hatte langes, weißes Haar. Er trug eine Bisenkränze, mit Spitzen besetzte Manschetten, Schnallenschuhe und stützte sich beim Gehen auf einen Stock, der zweimal so groß war wie ich. Wenn die Vorübergehenden ihn grüßten, zog er nach der alten Mode den Hut ganz tief, mit einem wohlwollenden Lächeln auf seinen bleichen Lippen.

Die Kinder betrachteten ihn wie eine Mumie im ethnographischen Museum. Armer Großvater! Deine Geduld und deine Güte gegen mich hatten keine Grenzen. Mein Herz schlägt heute noch schneller, wenn ich daran denke.

Weil er die Natur so sehr liebte, war er viel im Freien. Als ich laufen konnte, nahm er mich oft mit. Ich hielt mich an seinem großen Spazierstock fest und hörte andächtig zu, wenn er mir Geschichten erzählte.

Und er konnte so schöne, lange Geschichten, Märchen, Kindergeschichten — und ich fragte mich oft, wo er sie gelernt und wer sie ihm erzählt hatte?

Etwas machte mich sehr neugierig, das war seine Brille, eine große Brille aus der alten Zeit mit runden Gläsern in einem Goldgestell. „Wozu brauchst du sie?“ „Damit ich besser sehen kann, mein Kind“, sagte er. Aber als ich sie mir nun mit vieler Mühe auf die Nase gesetzt hatte, konnte ich gar nichts sehen. Dann, wenn er keine Apfelbäume oder die von der untergehenden Sonne bestrahlten Berge betrachten wollte, setzte er sie auf die Stirn, immer um besser zu sehen? In der Tat, mir war dies unbegreiflich.

Du liebe, alte Brille! Wenn Großvater sie vorichtig auf dem alten Stuhl nahm und mir sagte: „Nun, mein Kleiner, wollen wir heute abend Bilderchen betrachten?“ holte ich schnell das große Buch, kletterte auf seine Knie und konnte mich nicht satt sehen an den Leuten, die an meinem Bilde vorüberzogen. Das waren die Patriarchen, die Robinsons, die Tiere von La Fontaine, Soldaten im Pulverdampf, schiffbrüchige Seefahrer auf dem Weltmeer und noch vieles andere. Er beschrieb mir ihre Taten, sagte mir ihre Gedanken, und wiederholte mir ihre Worte. Ich glaubte, sie vor mir zu sehen, ihre Reden zu hören, aber merkwürdig, wenn ich sie allein betrachten wollte, verließ das Leben sie plötzlich. Ich versuchte dann vergeblich, zu erraten, was sie wohl tun oder einander sagen könnten.

Später mußte ich oft über etwas anderes nachdenken. Großvater sprach beständig von der guten, alten Zeit, von einer Zeit, wo ich anscheinend noch nicht geboren war, aber welche ihm viel schöner schien, obgleich ich da noch nicht am Leben war. Er fand die Menschen weniger gut als früher, die Veränderungen zu schnell, die neuen Moden scheußlich, die Sitten lächerlich und den Fortschritt wahnsinnig. „Die Erde dreht sich nicht mehr in Ruhe“, pflegte er gewöhnlich zu sagen, „sie überstürzt sich fieberhaft. Zu meiner Zeit lebte man gemächlich, man überlegte, bevor man rebete, man hielt die alten Uebertreibungen in Ehren, man dachte, wie die Väter dachten, lebte wie sie, man hörte auf die Ratichläge der Alten, man rauchte den Damen nicht ins Gesicht, man wußte zu vorkommend zur rechten Zeit zu sprechen und den Mund zu halten. Heute hat sich das alles verändert, die guten Gewohnheiten verlieren sich, die jungen Leute verspotten die Alten, der Respekt fehlt, der alte, gute Glaube wird jeden Tag seltener. . . Wie wird das alles enden?“ Selbst die neuen Erfindungen fanden keine Gnade in seinen Augen. „Man fälscht alles“, rief er aus, „der Zucker ist kein Zucker mehr, der Kaffee wächst auf den Eichbäumen, den armen Bienen tut man Gewalt an. Die aus grünem Holz gefertigten Möbel bekommen überall Risse, die Einbände der Bücher halten nicht mehr, das Papier zerfällt, sobald man es berührt, die chemische Tinte wird in 50 Jahren ausgedörrt sein, und seitdem die Stahlfeder die klassische Gänsefeder verdrängt hat, kann man die Schrift der jungen Leute nicht mehr entsiffern. Und erst die Luchstoffe! Ich habe einen Hof von meinem Großvater getragen, jetzt waagt man kaum, einem armen Teufel einen Anzug zu geben, der älter ist als zwei Jahre.“

So rebete Großvater. Manchmal regte er sich förmlich dabei auf. Sein trauriger Ton ging mir ans Herz, ohne daß ich begreifen konnte, wie er, der sonst so freundlich gegen jeden war, so vollständig unfähig, jemand zu verletzen, mit einer Welt so unzufrieden sein konnte, in der ich lebte. Eines Tages fragte ich ihn mit kindlicher Offenheit, warum ihm denn die Leute und die Dinge so mißfielen? Er fing zu lachen an. „Es ist wahr, mein

Junge, ich muß dir sehr merkwürdig vorkommen, allein du bist noch zu jung, um das zu begreifen; das wird später kommen.“

Wahrscheinlich, sagte ich mir, als ich die Lösung dieses schwierigen Problems zu finden suchte, ist die Brille schuld daran. Und jahrelang habe ich geglaubt, daß diese zwei runden Gläser die Ursache alles Übels seien.

Mit dem Alter kam die Erkenntnis. Später, als Jüngling, erkannte ich, daß die Brille nicht die verdrießliche Laune Großvaters herbeiführte, daß sie nicht die gute, alte Zeit ausmachte, und oft habe ich lachen müssen, wenn ich an die seltsamen kindlichen Vorstellungen dachte.

Indessen, hatte ich so unrecht? Jetzt bin ich alt, Großvater ist lange tot, ich trage seine liebe Brille und — merkwürdig — ich sehe jetzt genau wie er.

Büchertisch.

— Wissenschaft und Bildung. Das klassische Weimar. Von Professor Friedrich Lienhard. 2. Auflage. 159 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 35). Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig 1914. — Griechische Kultur im Bilde. Von Prof. Dr. S. Lamer 11—20. Tausend. 230 Abbildungen auf 96 Tafeln und 64 Seiten Text. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 82). Verlag von Quelle Meyer in Leipzig. 1914. — Schweizer Dichter. Von Professor Dr. A. Frey. 166 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 126.) In Originalleinwandband 1,25 Mark. Verlag von Quelle Meyer in Leipzig. 1914.

— Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 2. Auflage. 144 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 6.) In Originalleinwandband Mk. 1,25. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig 1914.

— Friede zwischen Turnen und Sport. Die Vorbereitungen für die bevorstehende Olympiade 1916 haben nicht nur das erfreuliche Ergebnis gehabt, für die Pflege der Leibesübungen in unserem Volke auf das nachdrücklichste zu werben, ihr eine Volksräumlichkeit zu sichern, wie kaum je zuvor, sondern auch eine Bereinigung zwischen Turnen und Sport herbeizuführen, die sich durch den Zusammenschluß aller Verbände im Deutschen Reichsausdruck für olympische Spiele ausdrückt. Da ist auf das freudigste zu begrüßen, daß in einer von dem Generalsekretär der 6. Olympiade, K. Diem, verfaßten Schrift (Leipzig B. G. Teubner) der Versuch gemacht wird, die Grundlagen für eine Versöhnung der beiden mächtigen Strömungen auf dem Gebiete der Leibesübungen zu schaffen. Von dem Gedanken ausgehend, daß ein rechter, haltbarer und nutzenbringender Friede gegründet sein muß auf gegenseitiger Achtung, sucht er das Wesen des Sports und das Wesen des Turnens auf Grund von Ansehungen anerkannter Vertreter beider zu bestimmen und dann zu zeigen, wie sich heute schon Turnen und Sport gegenseitig durchdringen haben und sowohl in ihrer Idee, wie in ihrem praktischen Betriebe verwandt sind. Ohne den vorgezeichneten Weg zum Frieden für den einzig gangbaren zu halten, will der Verfasser vor allem mit seiner Schrift dazu beitragen, die Uebereizung in allen beteiligten Kreisen lebendig werden zu lassen, daß die Einigkeit zwischen Turnen und Sport eine vaterländische Notwendigkeit, eine Forderung des Tages ist, die erfüllen zu helfen Pflicht eines jeden ist, der der Sache dienen will (Preis geb. 0,80 Mark).

Charade.

Was häufig wird jetzt das Erste genannt,
Doch ist es noch keinem Menschen bekannt.

Das Zweite nennt dir einen Mädchenvorn,
Der Dritten Schar ist zu zählen kaum.

Nur Emen inmitten des Reigentanzes
Erkennst du als unbewegliches Ganzes.

Und hast du hieraus einen Adler entfernt,
So bleibt, was der Tapesierer gelernt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer!

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau

trB = Treff-Butte, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.

Vorhand erhielt trB, pB, cB, trA, trZ, trK, trD, tr7, carZ, im Skat liegen cZ und carA. Hinterhand hat die übrigen. Spielzug:

- 1. B. cB M. pZ D. carB.
- 2. B. tr7 M. tr8 D. cA = 11.
- 3. M. c7 D. carD B. carZ = 13.
- 4. M. car9 D. car8 B. trA = 11.
- 5. M. car7 D. pA B. trZ = 21.

In den nächsten drei Stichen erhält Mittelhand noch 17 Augen, während Vorhand die beiden letzten mit trB und pB nehmen muß; Hinterhand hat keinen Stich bekommen. Hätte Mittelhand statt car9 die car7 ausgespielt und Hinterhand statt carD vorher eine andere Karte mitgegeben, so konnte Mittelhand mit ihrer car9 nach Ausspielen von car8 doch wieder ans Spiel gebracht werden.